

Novembernebel

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **20 (1952)**

Heft 11

PDF erstellt am: **26.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-570219>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Novembernebel

Regen und Nebel. Nebel und Regen. Endlos. Lähmendes Grau der Tage über den Dächern, in den Strassen, auf dem See. Manchmal ein Mövenschrei, der nicht nur das Einerlei der rollenden Wagen auf der Quaibrücke durchbricht. Er zerreisst auch den Nebel der Vergessenheit und legt Erinnerungen bloss, die jahrzehntelang ertrunken waren im Vergangenen und überspült von ungezählten Wogen des Lebendigen. — Tiefer betten sich die Ufer des Zürichsees in die rieselnden Schleier, tiefer versinken Jahre um Jahre. — — —

Möven kreisen im Flug und schreien, aber ihr strahlendes Weiss leuchtet noch stärker vor dem milden Blau der Ostsee. Hinter den Molen am Hafen beginnt gleich ein niedriger Wald von Buchen und Birken. Wege locken kreuz und quer zum planlosen Schlendern unter dem tausendfältigen Grün der nie ruhenden Blätter, zwischen den hellen, schlanken Stämmen. Manchmal ruft eine Frau nach ihrem Kind, langgedehnt, aber ohne Angst, denn sie weiss, dass es ja nur spielt, einen Käfer entdeckt hat, einen seltenen Kiesel oder auch nur eine Blume. Hin und wieder sickert auch ein Lachen durch das leise, aber immerwährende Rauschen der nahen See. Pan spielt mit den Geschöpfen, die mit ihm die Erde bevölkern seit Anbeginn. —

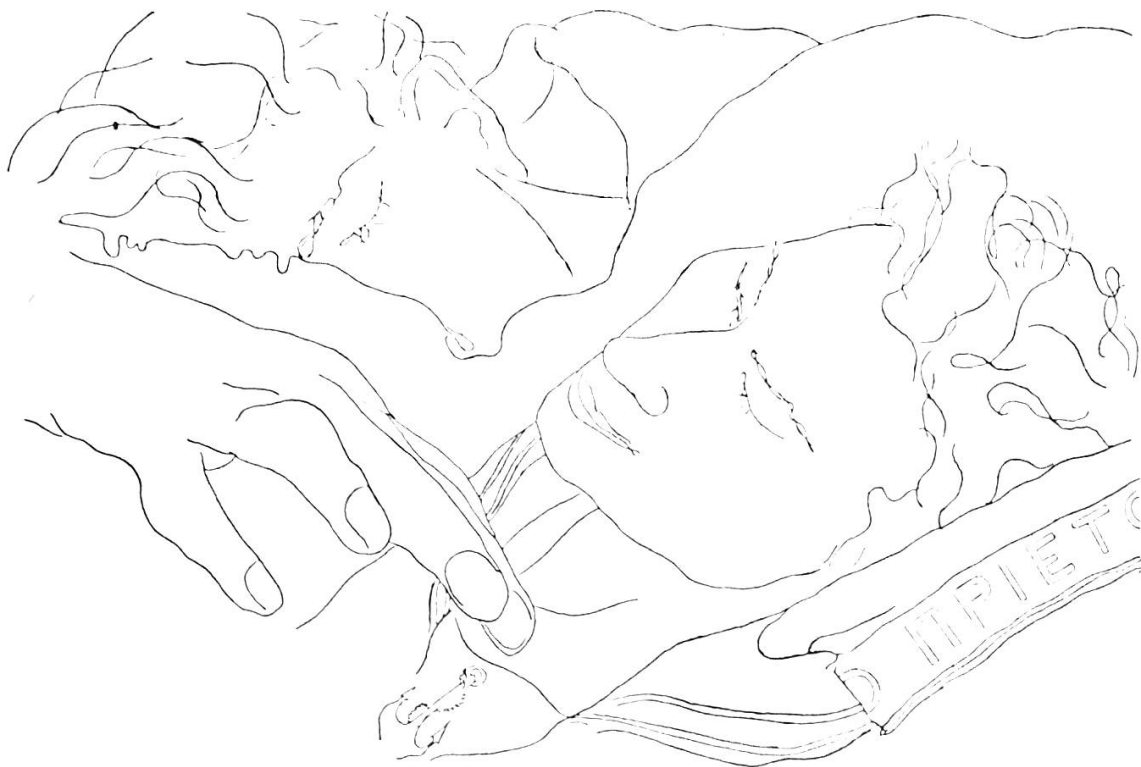
Schritte kommen hinter mir näher, überholen mich. Sie gehören einem jungen Matrosen. An seiner Mütze erkenne ich einen Kadetten des grossen Seglers, dessen weiss ragende Masten seit ein paar Stunden draussen vor dem Hafen dem wiegenden Spiel der Wellen widerwillig und leicht schwankend nachgeben. Ein herrliches Schiff und ein herrlicher Matrose. Er geht schon mit jenem etwas breiten Gang aus den Hüften, wie ihn alle Seelente haben, die Tage und Nächte auf Deck arbeiten müssen. Er ist prachtvoll gewachsen. Wenn er an den Tauen hochklettert, müssen die Götter neidisch werden, weil Menschaugen ihn den Himmlischen gleichsetzen. Ich muss ihn überholen, damit ich doch auch sein Gesicht sehe, aber nicht zu schnell, nicht zu auffällig. — Nun, es gelingt. — Ein flüchtiger Blick wird gewechselt und haftet, hüben wie drüben. Fast bekomme ich es etwas mit der Angst zu tun und hole weiter aus, um doch bald wieder zu zögern. Der andere Schritt tut das nämliche, zuerst rascher, dann langsamer, dann wieder ausholen. Ich wieder dasselbe. Die Blicke haften länger; zu ihnen gesellt sich ein Lächeln. Und wieder das Komödienspiel des lockenden Ueberholens und des werbenden Verzögerns. Uralt und doch immer wieder neu und erregend, nie sich gleichend und doch immer so glücklich, dass die Welt den Atem anzuhalten scheint, um nicht zu stören. O diese Augen, die tausend Worte sagen und doch nur das eine: Komm! O dieser Mund, der alle Genesung verspricht von Wünschen, die ohne Erfüllung uns krank machen, arm und elend! —

Jetzt bleibt er stehen, bricht einen Zweig ab, spielt mit ihm und zerrupft die Blätter. Seine Hände sind junge Tiere, die kaum zu zügeln sind. Ich wieder vorbei, ohne Wort, ohne Blick, ohne Verzögern, feige, nur feige. Wieder höre ich Schritte, aber sie entfernen sich. Ich

drehe mich endlich um . . . da heult eine Sirene. Das Zeichen, das ihn vom Land ruft. Noch einmal bleibt er stehen, noch einmal blickt er zurück. Und jetzt hebt er leicht die Hand an die Mütze, grüsst, lächelt — und geht. — Vorbei. — Ich möchte ihn nochmals zurückrufen, ihm nur sagen, dass ich mich freue, dass er lebt; nur ihm danken für das kurze, göttergleiche Spiel, aber ich wage es nicht. Eine Spanne Zeit noch sehe ich ihn zwischen den Birkenstämmen davon gehen . . . Warum renne ich nicht los? O feige Tugend, die sich am Leben versündigt! —

In der Nacht tobt ein Sturm über die See, reisst in die Mole klaffende Lücken, entwirzelt Dutzende von Bäumen an der Seepromenade, trägt Dächer in die Dünen hinaus. Am Morgen bin ich einer der ersten am Hafen. Die Flagge weht auf Halbmast. Der Segler ist mit hundertundvierzig jungen Matrosen untergegangen. —

Was nützt es, dass ich zehn Tage lang jeden Morgen am Ufer stehe, wärend, ich hätte nur einen bösen Traum geträumt? Das Meer gibt auch tote Götter nicht mehr heraus. Nur die Möven kreisen weiter drüber hin und schreien. Ihr Gefieder leuchtet strahlender denn je vor wolkenlosem Blau. —



Zeichnung von Gregorio Prieto.

Regen und Nebel. Nebel und Regen. Endlos... wie damals auf der kleinen Nordsee-Insel. Wir hatten vor Fischern und ein paar wenigen Hotelgästen Paul Reynals «Grabmal des unbekanntem Soldaten» gespielt und sassen nachher noch zusammen. Da war eine kleine Bar, etwas kläglich und unbeholfen ausgestattet, aber doch ungemein gemütlich. Die Besucher kamen und dankten, etwas schwerfällig und ungelent, aber ergriffene Herzen zitterten dahinter. Ach, und da war einer... Bist Du auch wieder da, Piet? Fischer mit der Haut wie helles Leder, weissblonder Schopf unter einer blauen Schirmmütze, unglaublich helle Augen, ein voller Mund und Hände wie Löwenpranken... Zum Wohl, Piet! — Weisst Du noch? Du sassest neben mir an der Bar, schon ein wenig «daun», wie es bei Euch heisst, ganz und gar noch nicht betrunken, nur mit jenem leichten Anflug schwereloser Heiterkeit, den Bacchus seinen weisen Jüngern gönnt. Du hattest selten Theater gesehen, aber unsere Aufführung hatte Dir mächtig imponiert. Und nicht nur das. Du hattest in Deiner Einfachheit auch den Dichter begriffen. «Der Mann hat recht, es darf keinen Krieg mehr geben. Er hilft keinem — und uns am wenigsten. Ich war anno Achtzehn auch noch ein Jahr dabei... Scheusslich. — Prost, Junge, sagen wir Du — Du hast Deine Sache fein gemacht.» Seine Vertraulichkeit war nicht plump, das spürte man zwischen jedem Wort. Ein Mensch dankte einem Menschen — so wie er es verstand und begriff. —

Wir tranken auf Du — und seine Löwenpranke lag auf meiner Schulter, schwer und fest, beglückende Last. Nach und nach erzählte er: «... Weisst Du, wenn ich noch jünger wäre, ich ging' von hier weg.» — Ich sah ihn an, er mich. Seine wasserklaren Augen liessen mich nicht mehr los. «Warum? Fischerei muss doch schön sein — das Meer — die Weite — und als wir herüber fuhren, sahen wir auf einer Sandbank spielende Robben... und dann — wir sind immer unterwegs, Du hast doch ein Zuhause.» Als ob es einen Schlag bekommen hätte, verdunkelte sich sein Auge. «Ein Zuhause?! — Jörg, noch zwei Doppelkorn!» Wie nach einem Rettungsring griff er nach dem starken Branntwein und stürzte ihn hinunter. Dann rückte er noch näher, erregend nahe; sein auf meiner Schulter ruhender Arm wurde zur eisernen Klammer.

«Ein Zuhause — siehst Du — das hab' ich eben nicht. — Ja natürlich hab' ich ein gutes Haus hier, eines der schönsten, sechs grosse Boote, die jeden Tag ausfahren und was einbringen, das habe ich alles — alles bekommen — oder sagen wir besser: mich für das alles — verkauft.» Plötzlich ging ein Zucken durch diesen Mann bis in seine zupackenden Hände — der grosse, starke Fischer neben mir weinte. Lachen war neben uns, Stimmen mit derbem Witz und rauhem Gesang — es schützte ihn und mich vor der Entdeckung. Ich neigte meinen Kopf dem seinen zu, spürte den ungelentken Drang nach ein wenig Geborgenheit, nach einem winzigen Etwas von männlicher Zärtlichkeit...

«Piet!!!» — Schrill und hässlich durchschnitt der Ruf den Raum, die Heiterkeit, den unbeachteten Schmerz. Worte und Gesang verebbten — in der Türe stand eine Frau, gutgekleidet, hochgewachsen, schmale, harte Augen und schmaler Mund, die Herrin, wie wir sie uns in den nordischen Romanen denken und nachbilden.

«Wir gehen». — Ich habe in meinem ganzen Leben kaum mehr je eine Stimme gehört, die so unerbittlich klang, so alles zerstörend, was froh und schwerelos sein könnte, so bar jeden Gefühls; ihr Auge streifte mich mit unverkennbarem Hass. —

Ich wandte mich zurück. War das noch Piet? Dieses Antlitz, eben noch voll Leben, und Glück verheissend, gehörte einem alternden Mann. Erloschen die Strahlkraft der Augen, hängend die eben noch breite Schulter, schlaff der volle Mund. Noch einmal spürte ich einen aufzuckenden Griff an meiner Schulter, ein letztes Aufbegehren, ein letzter Rettungsversuch in die Freiheit, dann fiel sein Arm herab. Ohnmächtige Wut stieg in mir hoch. Wie konnte sich dieser starke Mann diktieren lassen, wann er heimzugehen hatte! Und warum half ich ihm nicht, wenn die Kette der Jahre ihn schon so fesselte, dass er gehorchte wie ein Köter! Noch einmal traf mich sein Auge, sein unvergessliches, klares Auge. Bettelte er nicht darum, dass ich wenigstens sein Nein schrie? Warum riss ich ihn nicht vor allen in die Arme? Warum pfiß ich es ihr nicht ins Gesicht: «Er gehört ja gar nicht Dir! Du hast ja nur seine Kraft gekauft!» — Ich blieb folgsam wie er und schwieg. — O Feigheit, die sich am Leben versündigt! —

Er stand auf und gab mir die Hand. Werde ich je ihr Flehen vergessen können: Hilf mir, denn ich allein kann es nicht mehr? Er hob sie noch zu einer scheuen Zärtlichkeit und ging mit schweren, breiten Schritten ohne ein Wort, ohne einen Gruss hinaus. — Ich habe mich nachher sinnlos betrunken. —

Nach Jahren schrieb ich einmal einen Brief an den Bekannten, der auf der Insel das Gasthaus besass, in dem wir damals spielten. Bald kam die Antwort: «Du fragst nach Piet? Ja, das ist eine merkwürdige Geschichte. Er ist eines Tages mit seinem Boot nicht mehr zurückgekehrt, mit dem er seltsamerweise allein ausgefahren war, an einem strahlenden Sommertag. Man hat nie mehr etwas von ihm gehört.» — —

Nebel und Regen. Regen und Nebel. Endlos. Möven kreisen und schreien. Lähmendes Grau über den Wellen des Sees. Was hält mich am Geländer fest und bannt meinen Fuss? Warum versagen die Augen den klaren Blick? Warum steigt ihr noch einmal empor, längst versunkene Gefährten einer glücklichen Stunde? Warum wollt Ihr noch einmal leben und atmen im armseligen Wort? —

Rolf.

«Einen Freund verlieren, heisst ein Stück Welt verlieren. Diejenigen unter uns, die erfahren haben, was Freundschaft ist, werden wissen, bis zu welchem Grade sich das Leben durch Freundschaft bereichern kann, und wie sehr es mit dem Verlust von Freunden verarmt. Was jemand als Freund gewesen ist, und was ihm Freunde waren, das macht einen Teil seines edelsten Wertes aus.»

Gerhart Hauptmann.